

„Eine Spur von Da-Sein“ – Zum 100. Geburtstag von Christine Lavant

„Fragt die große Natur um Rat“, empfiehlt Hölderlin zu Beginn des 19. Jahrhunderts den Dichtern der Zeit, die im großen Rahmen von Himmel und Erde ihren Ausdruck für Leben und Zeit suchen. Christine Lavant gibt hundert Jahre später dieser Empfehlung eine wortgewaltige Substanz, in der Sinnlichkeit und Sinn eine ausdrucksstarke wie beeindruckende „Spur von Da-Sein“ in Lyrik und Prosa finden. Weitere hundert Jahre später eröffnet eine Werkausgabe im Wallstein Verlag, welche auch den Nachlass einarbeitet, ein kompaktes „Spuren-Lesen“ der Lyrik und Prosa der Kärntner Dichterin.

„Ich habe eine Welt und diese Welt brennt!“, fasste Christine Lavant ihren Antrieb und Anspruch des Schreibens einmal zusammen. Dieser Metapher korrespondiert ein „flammendes“, fragendes Selbstverständnis sich radikal vergewissernder Lebenszeit. Schweigen und Sprachlosigkeit angesichts der fordernden Ansprüche des Lebens - „Dort unten wechselt nicht Tag und Nacht“ - würde bedeuten, die „Grubenlampe“ der Reflexion nicht zu gebrauchen und damit menschliche Potentialität verkümmern zu lassen. Für die Dichterin gibt es jedoch kein Zurück hinter die Aufklärung.

Inneres und Äußeres, die brüchige Endlichkeit der Existenz und die Kraft und der Wandel der Natur, werden zu poetischen Polaritäten, in denen die Dichterin sozial Umgebendes wie transzendent Umgreifendes zur Rechenschaft der Sprache zieht. Es ist aber keine Naturmystik, der die Dichterin Ausdruck verleiht, vielmehr ist es ein im Wittgensteinschen Sinne ästhetisches Sprachspiel menschlicher Kontingenz, das zum metaphorischen Abendrot einer Zivilisation wird. Die Natur wird zur Projektionsfläche von Empathie (Mitgefühl) und Solidarität. Sie ist da und lässt zu – „Erlaube mir traurig zu sein“ - vom Menschen ist dies nicht mehr zu erwarten und zu leisten. Die Vorstellungskraft (Imagination) wird in „Mond und Löwenzahn“ zum existentiellen Wegweiser und muss gleichsam den sprechenden, begleitenden Menschen ersetzen. Die Hoffnung des tragenden behütenden Gottes wird nicht aufgegeben aber das Gebet wird zur trommelnden Bettlerschale des erschütterten Ich.

Die Dichterin, zeitlebens in existentiellen Zwängen gebunden, blieb stets in kritisch-ironischer wie pragmatischer Distanz zu Sprache und Kunst „Denn wenn ich nicht eine Zeit lang ‚Dichterin‘ gewesen wär, bekäme ich jetzt keine Förderungsprämie und wüsste nicht, wovon wir leben sollten.“

Christine Lavant (1915-1973), geb. in Großedling im Lavanttal (Kärnten) erhielt unter anderem den Georg Trakl Preis (1954 sowie 1964) und den großen österreichischen Staatspreis (1970). Ihr vielschichtiges lyrisches Werk wie ihre Prosa und der Briefwechsel eröffnen im Besonderen auch Zugänge zum kritischen Religionsverständnis der Moderne in den Ambivalenzen von Tradition und (radikaler) Emanzipation.

Der Wallstein Verlag veröffentlicht derzeit eine vierbändige Werkausgabe der Dichterin. Dem Bd1 „Zu Lebzeiten veröffentlichte Gedichte“ 2014 folgt im November des Jahres Bd2 „Gesammelte Erzählungen“. Mit den Folgebänden liegt das Gesamtwerk der Dichterin dann erstmals in aktuell umfassender Form vor.

Walter Pobaschnig, Wien 24.9.2015